

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1917

67 (20.3.1917) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage.

Winterkrieg am Styr.

Von unserem Kriegsberichterstatter Hugo Schulz.
Vom Kriegsprestigequartier genehmigt.

Anfangs März 1917.

Meine letzte Großreise führte mich in den Bereich einer Division, die einer deutschen Armeegruppe angegliedert ist. Ich konnte da an einem typischen Fall sehen, wie sich das an der Ostfront durch die Ereignisse selbst gezeichnete Zusammenwachsen deutscher und österreichisch-ungarischer Truppenverbände bewährt, und welche Wirkungen es gezeitigt hat. Um es gleich zu sagen, habe ich nur solche Wirkungen wahrgenommen, die dem Ganzen zum Vorteil gereichen müssen. Früher hätte ich geglaubt, daß eine so enge Verknüpfung unserer Truppen mit den Deutschen — eine Verknüpfung, die sich unter Umständen bis in die Sphäre der niederen Befehlsgebung erstrecken kann — gewisse Mängel des Temperaments beseitigen und Mißverständnisse hervorrufen könnte. Die Erfahrung lehrt aber das Gegenteil. Ich habe früher bei österreichisch-ungarischen Truppen mitunter auch Äußerungen gehört, die das alte sündende Vorurteil gegen norddeutsches Wesen widerspiegeln. Gerade dort aber, wo die Kriegslage eine Gemeinschaft setzt, die die Bundesgenossen auch persönlich in kameradschaftlicher Zusammenhänge bringt, sind solche Äußerungen nicht zu hören. Im Gegenteil. Zu dem Respekt, vor der Lügheit der deutschen Armee geißelt sich jetzt noch ein ganz gefühlvolles Einbernehmen, das über das bloße gegenseitige Versehen hinausgeht. Es wird bei den Deutschen vermutlich auch nicht anders sein. Die Schätzung des Wertes unserer Soldaten und ihres besonderen Charakters ist bei ihnen jedenfalls noch erheblich gewachsen. Wahrscheinlich auch das Verständnis für ihre Eigenart, wie denn andererseits bei den Angehörigen ein gewisser Sinn für das Erwachte ist, was man früher gerne „preußische Pedanterie“ genannt hat, und was in Wirklichkeit nichts anderes ist, als die sorgfältigste Beachtung aller jener Kleinigkeiten, deren Uebertreten die großen „Kritikationen“ zeitigt.

Auch bei der Division, die ich am Styr besuchte, — es ist jene Infanteriedivision, die einst bei Sotul, unterstützt von den Deutschschützen und Jägerjägern, den Bugübergang erstritt — geht es recht bedächtig zu. An der Spitze steht ein General, dessen weilmännliche Formen kaum erraten lassen, daß ihren Träger die Fußstapfen der Mannschaften nicht weniger interessieren, als die großen Probleme, die der Krieg aufgerollt hat. Die Leutnants und Fähnriche spüren das sehr, denn der Divisionär ist fast täglich in den Stellungen draußen und verlangt Aufschluß über das persönliche Wohl jedes einzelnen „Männleins“. Der Zugkommandant muß nicht nur über jeden Dautreiber, den der Mann irgendwie erlitten hat, über die Zähne, die ihm fehlen, über den Zustand seiner Leibwäsche und Unterkleidung Aufschluß geben können, sondern auch über die Zahl der Kinder und die Lebensverhältnisse der Familie. Das ist für die Leutnants nicht gerade bequem und auch der Mannschaften wird es dabei vielleicht manchmal zu Mute sein wie den Kindern, wenn der Arzt mit der bitteren Medizin kommt. Trotzdem ist es meines Erachtens die richtige Methode, den Offizier mit dem Soldaten in engen Zusammenhang zu bringen. Mägen unter den jungen Offizieren noch so viele sein, die ihren Leuten von ganzem Herzen zugetan sind, so ist doch auf die bloße Gutherzigkeit kein rechter Verlaß, und ein nächsteres, sachliches Verständnis für die Bedürfnisse jedes Einzelnen wirkt sicherlich wohlthätiger als allgemeine Menschenliebe, die doch die strengen Anforderungen des Dienstes nicht auszuweichen kann.

Die ins Kleine gehende Sorgfalt offenbart sich mir an den kleinsten in der Art, wie jetzt an der Ostfront die Abwehr von Gasangriffen vorbereitet wird. In den Maßnahmen, die bei der Division, die ich am Styr besuchte, getroffen sind, ist keine Spur mehr von österreichischer Gemütslichkeit zu finden; österreichisch sind nur noch die Witze, die im Schützengraben über die hochnotpeinlichen Partschickel des gestrigen „Gasreferenten“ der Division gerissen werden. Diese Vorschriften werden aber genauestens befolgt, und trotz aller lodernden Reden mit dem richtigen Verständnis für ihre Notwendigkeit. Es ist freilich komisch, daß der Soldat selbst bei dem Besuch der Latrine die Blechtrümmel, welche die Gasmaske birgt, mit den Leib hängen muß und überhaupt keinen Schritt ohne sie tun darf. Schließlich weiß aber doch jeder, daß es nur so zu machen ist, und daß die beste Gasmaske gegen die aufquellenden giftigen Dünste nichts hilft, wenn man sie im Ernstfalle erst suchen muß. Auch die vielen blinden Gasalarne mit hölzernen Klappergeräten sind notwendig, denn die Belästigung der Abwehrmittel erfordert, wenn sie mit der nötigen Raschheit vor sich gehen soll, sehr viel Übung. Selbst die viel bewohnte „Stinkammer“, die im Standort des Divisionskommandos eingerichtet ist, und der Exprolung der Gasmasken dient, ist ein notwendiges Requisite.

Als ich die Stellungen besuchte, mußte ich selbstverständlich auch eine Gasmaske umhängen, und mich mit dem Gebrauche vertraut machen. Ich fand glücklicherweise keine Gelegenheit, meine neu erworbenen Kenntnisse zu verwerthen, denn am Styr haben augenblicklich die Kämpfe keinen besonders leidenschaftlichen Charakter. Im Abschnitt des Regiments, den ich besuchte, erhoben sie sich nicht über das übliche Maß des winterlichen Stellungskrieges. Ein wenig gegenseitige Obelung mit Artillerie, hier und da das Geklapper eines Maschinengewehrs, das eine Gurte voll Patronen abfeuert, zeitweilig ein Flinzenschuss, so, wie wenn ein Gewehr von selbst los geht. Einige Tage vorher war es im schneestärkenden Gelände beiderseits des seit zugefrorenen Flußes weit lebhafter hergegangen. Auf einem Grabenabschnitt berfeuerten die Russen binnen einer Stunde 1500 Granaten. Die bombensicheren Erdkeller hielten aber dieser Prüfung zuverlässig stand, und bloß 2, mehr durch bösen Zufall als durch feindliche Einwirkung, Schwermuntern bildeten für die Russen den Ertrag ihrer Kanitionsverwendung. Freilich, harmlos ist auch der winterliche Stellungskrieg nicht. Die bittere Kälte hat den Truppen zwar nichts anzuhaben vermocht, denn die Unterstände sind tüchtig geheizt, und im Freien erwies sich die warme Kleidung, bei den Feldwachen noch verbessert durch Pelze und Dedden, als völlig ausreichend. Gefrierungen kamen nicht vor. Dagegen gab es in klaren Nächten oft erbitterte Patrouillengefächte im verschneiten Vorlande und auf der Eisbede des Flußes. Erst kürzlich ist da eine Patrouille des Regiments, das eines als erstes den Dunajek überschritt, mit einem mehrfach stärkeren russischen Jagdkommando zusammengeprallt. Die Patrouille aus unversetzt auf die starke

feindliche Abteilung los und verblüffte sie durch ihren wilden Angriff mit Gewehrrosten und Handgranaten dermaßen, daß sie nach kurzen Handgemeinen unter Zurücklassung einiger Toten und Verwundeten davonstob. Auch Gefangene brachten die verwundenen Draufgänger noch mit in die Stellung. (Berlin, zensiert.)

Viereinhalb Monate als Gefangener in der französischen Kampzone.

Von Tag zu Tag wird das schamlose Treiben Frankreichs in Bezug auf die Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen weiter aufgedeckt. Alle aus französischer Gefangenschaft nach Deutschland zurückgekehrten Soldaten wissen von mehr oder weniger schweren Verbrechen der Franzosen gegen Völkerrecht und Menschlichkeit zu berichten. Der Landsturmmann Paul Sch., der viereinhalb Monate in der französischen Kampzone Kriegsarbeit verrichten mußte, kann ein Lied davon singen. Er geriet am 30. Oktober 1915 bei Zature in Gefangenschaft. In einem benachbarten Dorfe wurde er drei Tage zurückgehalten, bis ein Transport von Gefangenen zusammengestellt war. Diesen Aufenthalt benutzten die Franzosen, um wie üblich, die Gefangenen zunächst gründlich auszuplündern. Hier mußten die Gefangenen, ebenso wie später in Somme-Suppe, in schwersten deutschen Granatfeuer Schützengräben ausheben, Unterstände und Drahtverhaue anlegen und Strafen bauen. In Somme-Suppe wurden sie sogar in der Front mit dem Abladen von Kriegsmaterial beschäftigt. Auch nachts mußten die Unglücklichen tätig sein, hier galt es am Bahnhof Suppe Steine zum Straßenbau abzuladen.

Lange, schmale, in die Erde gegrabene Gänge, ohne jede Holzverkleidung und ohne Fenster, nur mit dünner Dachpappe bedeckt, bildeten ihre Oubacht. Ohne Schutz gegen den eindringenden Regen, ohne Heizung und Beleuchtung mußten sie hier zusammengepackt hausen, vielfach bis auf die Haut durchnäßt, weil sie tagsüber ohne Mantel im Regen arbeiten mußten. Zum Abendessen war es völlig dunkel. Wollten sie einmal einen Brief schreiben, so benutzten sie aus Kontenbüchern selbst hergestellte Lampen. Das als Beleuchtung dienende Schmieröl verbleiberte natürlich noch mehr die ohnehin schon verpestete Luft in den Baracken.

Drei volle Monate gab es keine Gelegenheit zum Waschen oder Wädelwechseln. Schmutzig, wie die Gefangenen von der Arbeit kamen, traten sie morgens wieder zur Arbeit an. Ihr Aussehen läßt sich nicht beschreiben. Schmutz und Ungeziefer verursachten bei vielen ekelhafte eiternde Wunden. Auch viele andere Krankheiten herrschten unter den Gefangenen, ohne daß der französische Arzt sich darum gekümmert hätte. Er trennte die Kranken in der Regel ab, der sich krank meldete, unbarbarisch sofort wieder zur Arbeit; nur wenige erhielten einige Tage Schonung. In Lazarettbehandlung kamen nur Kranke mit hohem Fieber. Ende Januar endlich — also nach drei Monaten — erhielten die Gefangenen zum Waschen einen Kibel voll Wasser auf den Lagerhof gestellt. Dieses Wasser reichte nur gerade für das erste von der Arbeit zurückkehrende Kommando. Die später Eintreffenden mußten auf das Waschen verzichten.

Die Wachmannschaften behandelten die Gefangenen roh und gemein. Fußtritte und Keulenschläge waren an der Tagesordnung. Die französischen Offiziere benahmen sich nicht besser. Wenn die Gefangenen zur Arbeit geführt wurden, standen häufig Offiziere an der Straße und beschimpften und beschönten sie. An Sch. trat eines Tages ein Offizier heran und verlangte von ihm mehrere Knöpfe seines Kasentrockens. Da Sch. sich weigerte, sie abzureißen, drohte ihm ein anderer Offizier mit Schlägen und Bestrafungen. Hier auf schnitten beide Offiziere ihm mehrere Knöpfe ab. Abschließend machten es die Offiziere bei anderen Gefangenen mit Knöpfen, Schlüsselketten und Knofeln.

Deutschland weiß, wo es den Hebel gegen solche Gemeinheiten anzusetzen hat. Die harten und rücksichtslos durchgeführten Vergeltungsmahregeln werden die Franzosen zur Vernunft bringen und zur Beobachtung des Völkerrechts gegenüber den Gefangenen.

Dermisches.

Japanische Wollzucht. Die Tatsache, daß im Jahre 1915 nicht weniger als für 30 584 Yen Rohwolle nach Japan eingeführt wurde, während die eigene Wollzeugung dem Werte nach rund 8000 Yen oder 20 000 Pfund betrug, hat die japanische Regierung in Verbindung mit den Interessenten veranlaßt, in verschiedenen Teilen des Reiches Versuchsanstalten für die eigene Wollzucht zu errichten. Die Forner sollen durch Prämien unterstützt werden. Aus Australien und Südamerika werden für die Zucht eine große Zahl Schaaf auf Regierungskosten eingeführt. Auch für den Verkauf der inländischen Wolle will man Börsen bezw. Märkte errichten, denen Jackente aus der Wollzucht, dem Wollhandel und der Industrie vorzuziehen hätten. Bedeutende Mittel will auch die Regierung bewilligen, um die Wollzucht in der Mongolei und in der Mandchurei zu fördern.

Die Ausgrabung eines prähistorischen Baldes. Mit einer kühnen Arbeit ist gegenwärtig eine Gesellschaft von Holzindustriellen in Neuseeland beschäftigt. Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres als um die Ausgrabung und Verwertung eines in prähistorischer Zeit verjunkten gewaltigen Waldgebietes. Dieser verjunkte Wald befindet sich, wie einer Mitteilung der Holzwelt zu entnehmen ist, in dem von Sügelei umschlossenen Papakuratal ungefähr 20 englische Meilen südlich von Auckland. Dieses völlig ebene Tal ist mehrere tausend Morgen groß und war ursprünglich ein einzelner ungeheurer Torfump, der aber bereits in verschiedenen Teilen ausgetrocknet ist. Diese Austrocknung vollzog sich einerseits durch natürliche Verdampfung, andererseits durch künstliche Entwässerung, um Weideland für die Anzieder zu schaffen. Wegen der so entstandenen tiefen Vertiefung wird in

diesem Tal die Viehzucht mit großem Erfolg gepflegt, die Hauptarbeit aber ist, wie gesagt, die Ausgrabung eines verjunkten Baldes. Unter der Oberfläche des Torfmooses, an allen Stellen, wo der Boden durch das Austrocknen zerissen oder die Oberfläche bereits abgetragen wurde, erblickt man in der Tiefe die Stämme zahlloser Dammarasiechen in endloser regelmäßigen Reihen. Als diese Stämme vor Jahrhunderten in dem damals halbflüssigen Moor versanken, gingen natürlich ihre Zweige und Kronen verloren, das Kernholz der Stämme aber blieb unberührt und ruhte Jahrzehnte lang im Jahrhundert in der schützenden Schicht des zähen Bodens. Nach der Ansicht des Forschers Dr. W. D. Fagan, der das Problem dieses verjunkten Baldes näher untersuchte, wurde der Wald wahrscheinlich in prähistorischer Zeit infolge einer plötzlichen Naturereignung überflutet und darum haben die Bäume ihre regelmäßige Gruppierung beibehalten. Das Material ist so reich, daß es auf Jahre hinaus eine großzügige Industrie beschäftigen dürfte.

Die erste deutsche Kopfschlächterei vor 70 Jahren. In dieser Zeit der Gleichgültigkeit ist vielfach das Vorurteil gegen das Pferdefleisch fallen gelassen worden; da es ohne Fleischarten abgegeben werden darf, laufen es jetzt sehr viele Leute, die vor dem Kriege nicht daran dachten, Pferdefleisch zu essen. Da ist es von Interesse, daran zu erinnern, wie vor jetzt genau 70 Jahren, im Jahre 1847, in Deutschland die erste Kopfschlächterei errichtet wurde.

Der damalige Verein gegen Tierquälerei in Berlin wollte verhindern, daß die Pferde bis zum Zusammenbrechen als Zugtiere benutzt werden, und so gab er den Führerbesten Gelegenheit, ihre alten Säule in der vom Verein errichteten Kopfschlächterei zu verkaufen. Diese befand sich in Berlin in der Ziegelstraße. Trotzdem damals in Berlin eine große Leuerung aller Lebensmittel bestand, wollte doch niemand Pferdefleisch essen, oder die Berliner schämten sich, es dort zu holen. Am Tage kam überhaupt niemand in die Verkaufsstellen, die wenigen, die sich dorthin wagten, kamen in den Abendstunden und dann auch nur in den abeteuerlichsten Vermummungen. Die Frauen hatten beim Pferdefleischkauf große, dicke Tücher um den Kopf geschlungen, und die Männer erschienen mit weiten Kapuzen oder mit sonstigen Kopfumhüllungen, aus denen nur die Augen hervorschauten. Trafen sich zufällig Bekannte in der Verkaufsstelle, so lachten sie gegenseitig ihre Stimmen zu vertellen, um ja nicht erkannt zu werden. Verließen die Käufer das Haus in der Ziegelstraße, so hatten sie die Spottlust der Straßenjugend zu ertragen, die Gottseihil schrie, das Viehern eines Pferdes nachmachte oder in sonstiger Weise zu verziehen gab, daß sie die Vorübergehenden als Käufer von Pferdefleisch erkannt hatte. Leute, die nicht in den Verdacht kommen wollten, daß sie ebenfalls zu den Kunden der Pferdeschlächterei gehörten, mieden deshalb in den Abendstunden die Gegend der Ziegelstraße. So fanden sich damals für das Pferdefleisch, vor dem das ganze Pfund nur einen Groschen kostete, recht wenig Käufer und es dauerte lange, ehe das Vorurteil gegen das Pferdefleisch auch nur in Kreisen der Allerärmsten überwinden war.

Die elektrische Pflanze. Zur Staatsprovinz gibt es, wie die Nuova Antologia berichtet, eine Pflanze, die eigenartige elektromagnetische Fähigkeiten besitzt. Wenn man ihr einen Zweig abschneidet, erhält man einen, wie von einer elektrischen Batterie herührenden Schlag. Auf 7-8 Meter Distanz beeinflusst die Pflanze den Kompaß. Wird der Kompaß zwischen die Zweige gelegt, so dreht sich die Nadel mit großer Geschwindigkeit. Die elektromagnetische Kraft der Pflanze ist übrigens nicht immer die gleiche; um 2 Uhr nachmittags ist sie am stärksten, während sie in der Nacht beinahe ganz geschwunden ist.

Eine neue Forschungsreise in die Sibirie wird im März ein schwedischer Gelehrter, Sirén Bod (Zoologie an der Universität Uppsala) antreten, deren Ziel die Gegend, Alice und die Pönitzinsel sind. Der Krieg hat die Ausführung der Forschungsreise, die bereits von langer Hand geplant ist, verzögert, aber jetzt hat der Forscher die Einwilligung der englischen Regierung — die genannten Inseln sind britischer Besitz — deswegen erhalten, weil er bereits vor dem Kriege darum nachgesucht hat. Binnen kurzem wird Sirén Bod Uppsala verlassen, sich zunächst nach Petersburg begeben, dann die sibirische Eisenbahn benutzen und darauf über Japan Australien aufsuchen. Von dort führt ihn sein Weg auf die Sibirie-Anseln und dann zu der von diesen nördlich gelegenen Gegend Alice-Gruppe. Das kleine Fahrzeug, das Bod auf seiner Anreisreise benutzen wird, denkt er in Australien oder auch auf den Sibirie-Anseln zu bekommen. Er rechnet damit, noch vor Mai in Australien zu sein; die folgenden Monate werden den zoologischen Forschungen gewidmet werden. Möglich ist es, daß er die Forschungsreise nicht allein, sondern gemeinsam mit einem Fachgenossen aus Uppsala ausführt.

Von der „gewaltigen Poesie“ der Schlacht.

Ich habe nie die Poesie empfunden. Die manche Kriegsberichterstattung sehen. Wenn auf die Weiser während langer Stunden Granaten tausendweise niedergehen.

Ich sah nur immer graßliches Versehen Von lieben Menschen oder armen Tieren. So brave Väter, schauernd vor Entsetzen. Ob all dem Grauen den Verstand verlieren.

Die wissen alles kindlichlich zu lassen. Die selbst vom tiefsten Jammer auf der Erde Ihre Herz öffentlich nur erregen lassen. Doch es gibt Menschen, — ach, Venedigenswert!

Mit Stauern lesen unsere Frontsoldaten. Die knapper Not dem bitteren Tod entzommen. Was, plündernd sie läten oder taten. Das sei die „höchste der Erlebensformen“!

Laßt doch die äden Säusler und Keitler. Aus deren Mund so süße Parolen fließen. Selbst einmal in das Trommelfeuer treten. „An seine „hohe Schönheit“ zu genießen!

Dr. 67.
Ba
den
für
verk
Kon
ande
gabe
und
Quit
werd
visi
auc
Z
VI.
nehm
unge
die
Ante
Mk.
unse
V
Gewe
Die G
werden
21. Mär
Bildungs
Li
des Herr
Die P
Wir ho
interessant
Gas
Wir erl
es bei der
die jeweils
im Inter
dringend g
der Gasle
nahme von
sitatszahl
vor dem I
Anträge a
einschließl
zeitig an d
firmen ger
Auch so
als möglich
räumen d
richtungen,
weiser, Wi
aufgestell
Es kom
Gasmesser
fertiggestell
mehlers die
handen sin
Aufstellung
schon ausge
bezügliche
beim Einz
Gasmesser,
Städt. C
20—
werden z
Kost wird
Konfer
Zha
Druck